

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 24 (1934)  
**Heft:** 10  
  
**Artikel:** Kater Graulichs Minnefahrt [Schluss]  
**Autor:** Binz, Cajetan  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636263>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

den Steinbruch. Acht Mann bewachten den Eingang. Den Führer und zwei andere nahm ich gefesselt mit zum Schlosse. Im Namen des Königs verlangte ich die Uebergabe und zeigte der Besatzung die Gefangenen. Als die Zugbrücke herabgelassen wurde, flog ein Pfeil daher, prallte an meinem Helm ab und verlegte Helmut's Wange. Den Schützen heraus! rief ich. Dem Heimtückischen gehört der Strid. — Nun kam die kleine Besatzung über die Brücke und stieß einen etwa zehnjährigen Knirps vor sich her. Der sollte der Uebeltäter sein. Er kniete zitternd vor mein Pferd hin. Ich fragte ihn: Hast du den Pfeil abgeschossen? — Ja. — Warum? — Weil ihr Räuber seid. — Wo ist dein Vater? — Ich habe keinen. — Deine Mutter? — Ich habe keine. — Wem gehörst du? — Niemand. — Wie heißt du? — Nabot. — Bitte den Mann hier, den du verwundet hast, um Gnade. Er wird sagen, wieviele Rutenstreichs du bekommen sollst. —

Nabot blieb knien, wo er war, beugte sich vornüber und bedeckte sein weinendes Gesicht mit den Händen. Da sagte Helmut, er nehme den Knaben gefangen zuhanden des Königs, wenn ich es erlaube. Ich habe es erlaubt. Er stieg vom Pferd, befahl dem kleinen in seiner Sprache, aufzustehen, es werde ihm nichts geschehen. Da Nabot ihn nicht sogleich begriff, wiederholte Helmut seine Worte. Ich möchte es nicht versuchen, den Blic zu beschreiben, mit welchem der aus seiner Angst erlöste Junge seinem Retter dankte. Helmut ließ sich von ihm die Wunde ausaugen, auswaschen und mit Zunder zuleben. Sie heilte rasch. Seither sitzt ihm Nabot auf den Fersen. Ich denke, ein paar Minuten Todesangst waren Strafe genug für den Jungen.

Im Steinbruch hatte einer versucht, die Wächter zu bestechen, ihnen einen Beutel Silber angeboten, wenn sie ihn laufen ließen. Sie nahmen das Geld, fesselten den Mann und einer brachte ihn zu mir. Es war der Bischof. Hier sind die Silberlinge.“ — Der Hauptmann stellte den faustgroßen Beutel auf den Tisch. Da sagte der König: „Das Säcklein will ich noch zufüllen und es meiner Leibwache schenken.“ — Der Hauptmann fuhr fort: „Die Kaiserlichen kamen bald heran. Wir besetzten das Schloß. Darin fand sich vielerlei, das nicht zu seinem Inventar gehörte. Die deutschen Hauptleute haben den Plunder unter sich verteilt. Als Anteil an der Beute verlangte und erhielt ich zwölf Pferde zuhanden des Königs. Wir haben nicht die schlechtesten ausgelesen. Schon am zweitfolgenden Tage lief uns der Graf mit etlichen Begleitern ins Garn. Er stieß zuerst auf mich und meine Leute. Ich machte ihm seine Lage klar und sagte, mein Schwert lechze nicht nach Blut; aber es sei des Königs Wille, daß er, sein Bruder und dessen Gehülfsen vor dem ihnen gesetzten Richter erscheinen. Vielleicht ist es wahr, daß er seinen Bruder aufsuchte, wie er angab, um ihm Vorwürfe zu machen. Er schenkte mir sein gutes Pferd und eine Handvoll Dukaten, damit die Deutschen sie nicht erwischten. Dann übergab er mir Handschuh und Sporn zum Zeichen, daß er des Königs Gefangener sei. Diese gab ich im zurück, als der Erzbischof von Lyon ihn gegen sein Ritterwort auf freien Fuß setzte. Das Pferd habe ich dem Helmut geschenkt und ihm aus den Dukaten die goldenen Sporen gießen lassen. Sobald sie fertig waren, habe ich ihn zum Ritter geschlagen. Die Schlösser der Grafschaft

wurden besetzt, die Gefangenen nach Lyon geführt. Dort erreichte mich der Befehl des Königs zur Heimkehr.“ — „Machen sich nicht auch die Leute des Kaisers zur Rückkehr bereit?“ fragte der König. — „Sie lassen es sich wohl sein im Lande, werden nicht abziehen, bis der Honigtopf leer ist. Keine Mannszucht. Da ist mir des Königs Leibwache denn doch lieber.“ (Fortsetzung folgt.)

## Kater Graulichs Minnefahrt.

Skizze von Cajetan Binz.

(Schluss.)

Es konnte nicht fehlen, daß auf diesem Rundgang schmerzlicher Erwartung, leisen Hoffens und banger Furcht eine wohlklingend arbeitende Phantasie dem armen Mädchen immer trostlosere Wahngelüste heraufbeschwor. Da sieht sie das Tierchen zwischen den Zähnen eines riesigen Wolfshundes, jetzt zuckt der kleine Kadaver zerquetscht unter einem Autorad, ach, und nun geht ihr gar die Geschichte vom Rachenstreifer durch den Sinn, jenem Bösewicht ihrer Kinderzeit, der mit einem Saß durch die Gärten schleicht und Jagd auf die schönsten Exemplare macht, gierig nach einem wohl-schmeckenden Braten und nach besonders kostbaren Fellen.

Daß ihr bei diesen fürchterlichen Vorstellungen Tränen über die Wangen rollten, daß sie endlich um den Kater trauerte wie um einen lieben Verstorbenen, wer mag sich darüber wundern?

Es ist nicht zu viel gesagt, daß sich unsere blonde Freundin, als sie nach Mitternacht abgehst und zitternd vor Kälte heimkam, schluchzend ins Bett warf, um Stundenlang um einen wirren Schlaf zu ringen, der mit Schredgesichtern, eingebildeten Geräuschen, lieblich-täuschenden Traumpausen ein wildes Spiel mit der wehrlosen Beute trieb. Schlaflose Nächte, wie zehren sie an der Nervenkraft, wie rütteln sie Wirklichkeit und Traum, Sein und Schein qualvoll durcheinander! Kein Wunder, daß am nächsten Morgen unsere Studentin zerschlagen und wie von schwerer Krankheit ermattet aufstand, mit schmerzdem Kopf und bleigen Gliedern. Ein wenig verloren schlich sie durch den Tag, was sie auch unternahm, immer wukte sie in ihrem Unterbewußtsein, daß ihr ein großes Leid geschehen war, nichts wollte sie freuen, ihr Treiben schien ihr sinnlos, ihre Gedanken waren umschattet, ja, sie lebte gar nicht gut in den drei Tagen, da Kater Graulich verschollen blieb.

Aber am dritten Abend miaute es draußen vor dem Fenster so deutlich, heischte es so energig Einlaß, daß das Mädchen von der Arbeit aufschreckte, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter flog, und dann, ach, wie überquellend, jubelnd, jauchzend: „Katerchen, Liebling, du lebst, bist nicht tot, bist wieder da, Gott, o Göttchen, was mußt du gelitten haben in dieser Kälte draußen!“ Liebesgestammel, wild und zärtlich, und dann nahm sie den verlorenen Sohn auf die Arme, drückte ihn wie unsinnig an die Brust, herzte, koste, küßte ihn unter Lachen und Weinen — wenn doch nur alle Menschenjünger mit solcher Herzensfreude wieder aufgenommen würden!“ —

Kater Graulich aber schien dieses ungestüme Wesen nicht nur unverständlich, sondern unangenehm, er benahm sich sehr ablehnend, knurrte sogar höchst ungezogen und sprang, kaum war man im Zimmer angelangt, mit mächtigem Satz zu Boden. Er stöberte in einigen tigerhaften Kreisen an Tisch und Stuhlbeinen herum, kleine, herrische Schreie von sich stoßend, peitschte mit schredlich zerzaustem Schwanz den Boden, schaute mit zusammengekniffenen Augen aus einem scharfzantigen Raubtiergesicht zu der erstaunten Studentin empor, deren Freude durch das veränderte Wesen des Wiedererstandenen einen argen Dämpfer erhielt. Hunger hat

er, erriet sie endlich, holte die Reste ihres delikaten Abendbrotes, füllte ihm eine Tasse Milch auf, reichte ihm die Köstlichkeiten dar; er stürzte sich schnurrend auf den Teller, er fraß nicht, er schlang; wild und gierig, mit schnalenden Lauten zerbiß er die Bratenstücke, in wenigen Augenblicken war das Geschirr spiegelblank geleckt.

Wer nun glaubt, daß nachher, wie das bei säuberlichen Ragen Sitte ist, die Toilette an die Reihe kam, der täuscht sich sehr. Ein paar knurrende Laute, ein freches Herumspringen, dann einen Sprung auf den Diwan, und schon rollte sich der struppige, ausgemergelte Landstreicherleib zu todähnlichem Schlummer zusammen.

Um das Herz unserer Studentin legte es sich wie ein Raufreif. Was war aus ihrem Zärtling geworden! Keine Spur von Wiedersehensfreude, nur Gier, Herausforderung und Undank! Es zeigte sich nun auch an ihr, daß man um kein Wesen grundlos leidet, ohne nachher das Gefühl der Kränkung und des Beleidigtseins zu empfinden. Ja, der zufriedenen schlafende Gefelle brachte das sanfte Mädchen bald in eine feindselige Wut, instinktiv witterte sie Untreue, langsam erriet sie den Sinn jenes fluchtartigen Ausweichens, und sie war weit davon entfernt, es begreiflich und entschuldigbar zu finden.

Aus einem Gefühl der Sauberkeit heraus setzte sie sich in Abwehr gegen den Treulosen und beschloß, ihn ihre Ungnade fühlen zu lassen.

Das wurde ihr freilich durch den Kater selbst schwer gemacht, denn dieser schlief erst einen Tag und eine Nacht ununterbrochen und nahm nachher keine Notiz von seiner Herrin, so daß ihr Schmollen den Zweck vollständig verfehlte.

Es muß gesagt werden, daß sich in der nächsten Zeit eine Art heimlichen Krieges zwischen den einst so zärtlichen Stubengenossen entwickelte. Beide Teile trugen zu den versteckten Feindseligkeiten gleichviel bei, doch schien auf die Dauer der in jenen Schicksalsnächten sehr männlich und robust gewordene Kater die stärkeren Nerven zu besitzen. Wenigstens ließ er sich nie zu einer spontanen Taktlosigkeit hinreißen, wie das unserm Fräulein Studentin nur zu oft geschah, sei es, daß sie ihm das Fressen lieblos hinschmiß, ihn mit einem unsanften Klaps vom Diwan hinunterjagte, oder ihn tagelang unbarmherzig in den Korridor sperrte. Bei dieser geringschätzigen Behandlung behielt Kater Graulich seine Würde durchaus, aber mit dem zärtlichen und gemüthlichen Schnurren, mit dem heimlichen Rosen um Fessel und Knie schien es für immer vorbei zu sein. Und gar das liebliche Schlafzimmeridyll, dieses traulich atmende Beisammenliegen, wer wagte nur daran zu denken!

Das Schmerzhafte an der neuen Situation war, daß unter den veränderten Umständen das liebebedürftige Mädchen wirklich litt, während sich der Kater nichts daraus zu machen schien. Er fraß mit gesundem Appetit, war übrigens im Fressen gar nicht mehr heikel, verzehrte im Gegenteil allerlei abscheuliche Brocken, die er von seinen täglichen Streifereien mit nach Hause brachte. Er bewegte sich mit stolzer Selbstsicherheit, wurde wieder rund und fett und bekam einen prachtvollen Löwenbart um seinen mächtigen Schädel. Das Träumerisch-Zärtliche ging ihm ganz verloren, er hatte seit seiner Fahrt in die Welt das Kinderleid ausgezogen und gefiel sich vornehmlich in einer flegelhaften Ruppigkeit.

Doch kamen Tage, wo er in dem heimlichen Kampfe mit seiner Herrin die taktisch vorteilhafte Position einbüßte, und das war dann, als die Studentin ihre Gleichgültigkeit und Kälte nicht mehr spielte, sondern, in den Rausch eines gewaltigen Erlebnisses gerissen, ihren Kater wirklich vergaß.

Das war im Mai, als die Erde herrlich im Festkleid strahlte, als Tag für Tag die weißen Wolken selig durch den Himmel segelten, als aus allen Gärten die berausenden Düfte von Millionen Blumen und Blüten fluteten, o, die

ganze Welt war ein jauchzender Märchentraum! Wie sollte da unser gutes Fräulein Studentin daheim über Zahlen und Formeln sitzen, nein, nein, das süße Singen ihres Blutes trieb sie hinaus auf Wanderungen durch Feld und Wald, schweisgamen Flüssen nach und träumerischen Hügeln entgegen!

Ihr Harr wurde licht und lichter, ihre Augen leuchteten wunderbar, ihr Schreiten wurde ein seliges Schweben. Sie sang oft oder summt eine Melodie leise vor sich hin, aber manchmal lächelte sie nur ganz innig und glücklich, oder sie sagte ein Wort, ein einziges Wort mit dunkelgoldener Zärtlichkeit. Und sie trug weiße Seide, Wolken von weißer Seide!

Von seinem Korbe aus, in dem er tagelang zusammengerollt, aber mit gespannter Wachsamkeit, lag, beobachtete aus schmalen Glycerispalten Kater Graulich das Wunder, das sich an seiner Herrin vollzog, und diesmal war es seine Katerseele, die nicht minder feinfühlig als vor Monaten das Mädchenherz, die brennende Schmach erlittener Untreue empfand.

Und manchmal, spät am Abend, wenn das Fräulein hochatmend heimkam, sich gedankenvoll auszog und jedes einzelne Kleidungsstück zärtlich streichelte, wenn sie träumerisch vor dem Spiegel stand, sich über den blühenden Leib strich, als müßte sie seine Grenzen abtasten und dann verfunken lächelte, weil ihr alles so unverstanden war, da rieselte dem einsamen Tier ein wellendes Knistern über das Fell, leise Zartöne wimmerten aus seiner Kehle, die Pfoten dehnten sich liebevoll auseinander: die arglos-gute Kreatur drängte der Liebe des Menschen entgegen. — Da war keine Feindschaft mehr, da wollte die reinste Anhänglichkeit in den Erlebnisraum des schicksalhaften Herrn.

Aber — sei es aus Furcht, sei es aus Scham — das Tier blieb liegen, ruhig, allein, eine warme, atmende, einsame Welt.

Ist es erstaunlich, daß doch einmal seine Stunde kam? Ach, du liebe Zeit, wie haltlos weinte und schluchzte unser gutes Fräulein an jenem schwülen Gewitterabend, durch den die blauen Blitze geisterten, als sie sich, übel zugerichtet, zernühtes Kleidchen und verwirrtes Haar, aufs Bett warf und sich nimmer und nimmermehr fassen wollte! Wie heiße Wellen brauste das herzergreifende Jammern durch das Zimmer, warm strömte es hinüber in die Ecke zu dem Korb am Boden, rührte den Kater eigentümlich an, und siehe, er dehnte seinen prachtvollen Körper, reckte ihn lautlos auf, hob den herrlichen Mähnenkopf mit den grünen Lichtern, bewegte die schlanken Beine zu federndem Gang, sprang auf das Bett und drängte sich mit einem tiefen, wohlklingenden Schnurren an das unglückliche Menschenkind.

Was Wunder, daß bei der unerwarteten Berührung der brausende Schmerz verebbte, daß warm und erlösend große Tränen flossen, wie draußen das drohende Gewittergewölk sich in sanften, breiten Regenfall verströmte! Ach, es rieselte warm und feucht über Graulichs knisterndes Silberfell, er lag ganz ruhig und eng angeschmiegt da und ließ das dunkle Cello seiner Kehle tönen, in herrlichen Rhythmen, leise und laut, lindernd und trostreich, endlich sogar ein wenig frech und fröhlich.

„Katerchen, Liebling, Einziger, ja, dich hab' ich, ach, du bist gut, Tierchen, du bist treu, komm, Sanfter, Weicher, du bleibst mir nun allein!“ Jetzt, nach langen Monaten, drückte sie ihn wieder an sich, innig, heftig, in ungestümen, wunder Zärtlichkeit, ja, unser Fräuleinchen fand die Sprache wieder, und das war gut, da war schon vieles gewonnen. Und noch nie hat sich der prächtige Kater so erschlatternd hingegeben an seine Herrin geschmiegt, und noch nie hat sein trautes Liebessummen so warm geklungen wie in dieser Frühlingsnacht.

Und endlich stand das Mädchen auf, strich sich mit einer energischen Handbewegung das in Unordnung geratene

Saar zurecht, hob den Kater sorgsam auf, stellte ihn auf den Boden: „Na, Kleiner, es ist ja schon alles wieder gut, wart, du mußt noch einen Gutenachtbissen haben“, und wandte sich der Küche zu. Aber der Kater drängte sich an ihre Knie, und als sie sich niederbeugte und ihm lieblosend über den Rücken strich, da hob er den Kopf, daß sein herrlich weißes Unterkiefergewölle sieghaft aufleuchtete, schaute die Herrin an, zuerst groß, mit zwei forschenden Leuchtfugeln und dann, als er sah, daß wieder schönes Wetter herrschte, schelmisch-heiter mit schmalem Blinzeln — und endlich brach sein Katerübermut strahlend durch, er miaute dreimal herzwinnend und streckte seinen beredtesten Körperteil, den buschigen Schwanz, kerzengerade in die Höhe, bog ihn dann an der Spitze gutgelaunt um, so daß er wie ein fröhliches Fragezeichen ins Zimmer ragte, als wollte sein Besitzer nicken: „Na, na, auch du? ... die Liebe?!“ —

## Das Zeitalter des Barock.

Von H. W. May.

Das Wort „barock“ teilt mit dem Worte „gotisch“ bekanntlich die Entwicklung vom absprechenden Ekelnamen zur Stilbezeichnung, wie auch das Wort „Biedermeier“ ursprünglich ein Spottname war, bevor er zu Bezeichnung der Epoche wurde. Aber selbst noch heute nehmen wir das Wort „barock“ gerne her, wenn wir etwas als schwülstig, überschwenglich, launenhaft, überladen und gekünstelt bezeichnen möchten. Wie das Unverständnis des barocken Geistes es zum Beginn der barocken Epoche als „barock“ abweisend bezeichnete, so bezeichnet heute noch eine einfachere und ruhigere Zeit das Barock ebenso oft im gleichen unverständlichen Sinne.

Was aber war das Barock, jener Kunst- und Lebensstil innerhalb der Grenzen des 16. und 18. Jahrhunderts, jener Zeit der Reformation und Gegenreformation und des

Eine Aktivität sondergleichen herrschte in jenen Zeiten, eine Dynamik der Geister und der Taten, wie sie seither nie mehr zu uns kam. Geschichtlich ist das Barock das Zeitalter der Reformationen, der Gegenreformationen, bis hin zur Aufklärung, des dreißigjährigen Krieges, der absoluten letzten großen und wirklichen Herrscher in Europa, die Epoche des prunk- und pompliebenden Louis XIV. Das Zusammenreffen dieser großen geschichtlichen Erscheinungen ist kein zufälliges, sondern alle sind nur Phasen eines Kampfes um eine Idee: die Idee der Einheit. Eine Kirche sollte bestehen über den ganzen Erdball: die gereinigte katholische Kirche. Ein Reich sollte errichtet werden, dem die ganze oder die halbe Welt untertan ist; das ist der Reichsgedanke der Habsburger. Eine große Menschennation sollten die Bewohner der Erde bilden, ein Gottes-Macht-Reich. Eine große Geisteshaltung, eine große Geistesaufklärung soll die Menschen weiden und einen. Eine literarische Sprache die Literaturen der Völker in eins verschmelzen, eine Kunst, eine Sprache, das Barock, bestehen. Nicht genug damit: auch die ganze sichtbare Welt, der ganze Kosmos soll zu einer Einheit zusammenschmelzen, unter einem allgütigen Gesetz verlaufen; so wollen es die Forschungen Keplers, so will es Leibniz, so Newton. Darum, um diese hehre Idee, setzt sich alles in Bewegung: der Theologe, der Naturforscher, der Feldherr und der Herrscher, der Handel und der Bürger. Die Kämpfe des Barock gehen nicht eigentlich um Landgewinn und Schlachtensieg. Sie gelten dem Glauben, der großen Staatsform und der reichen Staatsmacht, der Verteilung aller bekannten Welt. Zu diesem Zwecke wollen alle Geister erobert sein, und die Beeinflussung der Geister ist der Wille der barocken Idee. Sie bildet die große geistige Vorschulung für die großartige Geschäftserkläre des kommenden, schon in der Zeitenferne harrenden Kapitalismus. Die Arbeit an den Seelen, die Bearbeitung der Gläubigen für eine einzige Lehre ist das Ziel der Reformatoren wie ihrer Gegenspieler, der Jesuiten. Das Königtum will durch überwältigenden Prunk, durch Machtaufbietung, Spiel, Glanz und Pomp seine Verankerung in den Herzen des Volkes erzwingen; so will es vor allem Louis XIV.

Man kämpft mit den Seelen der Menschen, man kämpft um die Seelen der Menschen. Die großen Kanzelredner eröffnen ihren Reigen und die kleinen folgen und sie alle lassen stolz ihre Reden drucken. Die großen Inspiratoren erstehen, wie der Heilige Ignatius, dessen Lehre typisch für den Seelenzwang des Barock ist, und die Heilige Theresia. Die Schaubühne entfaltet ihren größtmöglichen Prunk, ihren unwirklichsten Pomp zu betäuben und in das betäubte und geloderte Herz der Zuschauer die moralischen Tendenzen ihrer Stücke einzugraben. Der Raum der alten Bühnen reicht hierzu nicht mehr aus: große Bühnenhäuser entstehen. Eine ideologische Propaganda ohnegleichen wird aufgezogen und an die Massen herangetragen. Alles wird übermächtig, weil es überwältigen soll, alles gewinnt an Masse, weil es erdrücken soll, alles wird laut, weil es betäuben soll. War es der Wille des edlen Renaissance-Menschen Einzelner zu bleiben, Vereinzelter zu sein, zu leben in einer aristokratischen Ruhe und Abgeklärtheit fern der Massen, die abzuwehren, nicht zu beeinflussen sein Ziel war, so ist der Wille des Barock ein extrem gegenteiliger. Leidenschaftliches Wollen beherrscht allenthalben diese Epoche; jedes nützliche Mittel war diesem Willen recht.

In der größtmöglichen Machtentfaltung prunkt ein Ludwig XIV., in dem vielseitigsten Wulst des Wissens prunken die Großen des Geistes. Ihr Wissen ist ganz unspezialisiert, sie kennen, sie verstehen alles, sie nehmen an allem Anteil, weil sie das Ganze, die Einheit wollen. Grenzen bedeuten nichts und Nationen wenig. Es gilt die große Form einer abendländischen Gemeinschaftskultur zu schaffen.



Louis XIV., der Herrscher der Barockzeit. Gemälde von J. A. Arland. Museum in Genf.

Fürstenabsolutismus, seinem Wollen und seinem Geiste nach wirklich?

Die Antwort läßt sich kurz fassen: Die Zeit der kraftvollsten Bewegung Europas. —